

Rezensionen

Ritz, Szilvia: Die wachsenden Ringe des Lebens. Identitätskonstruktionen in der österreichischen Literatur. Wien: Praesens Verlag, 2017, 160 S. (=Österreichische Studien Szeged; Bd. 11.)

Wie kann man Krisensituationen bewältigen, die das Individuum erschüttern? Wie kann man mit der Erfahrung der Brüchigkeit der eigenen Identität weiterleben? Kann die Identität den Zerfall der Wirklichkeit überleben, die sie geformt und gesichert hat? Und vielmehr: Kann man eine Identität in einer Krisensituation entwickeln oder stabilisieren? Im 20. Jahrhundert erfuhr die Welt im raschen Nacheinander historische, ethnische, gesellschaftliche und kulturelle Krisen und Tragödien, die die Überlebenden physisch und psychisch bis über ihre Grenzen hinaus herausforderten und schwer belasteten. Ihre Memoiren, Autobiographien und literarischen Texte prägen das kollektive und kulturelle Gedächtnis bis heute.

In ihrem Buch „Die wachsenden Ringe des Lebens. Identitätskonstruktionen in der österreichischen Literatur“ nimmt Szilvia Ritz ausgewählte autobiographische und autobiographisch motivierte Texte von Autoren ins Visier, die im Terrain der österreichischen Kunst und Kultur um die Jahrhundertwende (1900) oder um die Jahrtausendwende (2000) gelebt und geschaffen haben. Das Ziel der Untersuchung ist die Darstellung verschiedener Formen, Verfahren und

Ergebnissen der Identitätssuche, Identitätskonstruktion bzw. Identitätskrise. Die Texte sind in Autobiographien und fiktionale Texte unterteilt, letztere enthalten wiederum eine Zweiteilung in „dynamische Identitäten“ und „Grenzüberschreitungen“.

Die Zweiteilung in Autobiographien und fiktionale Werke trennt nicht nur die Texte dieser beiden Gattungen, sondern auch die aus zwei verschiedenen historischen und kunsthistorischen Perioden: der Jahrhundertwende (Moderne) bzw. der Jahrtausendwende (Postmoderne). Die Autobiographien und autobiographisch motivierten Texte gehören mehrheitlich zur ersten Kategorie, während die fiktionalen mehrheitlich in der zweiten zu finden sind. Dies lässt sich auch an den erzählten Identitäten beobachten: der erste Teil enthält die Selbsterzählung moderner Identitäten, die als Einheit der eigenen inneren Diversität durch Erinnerung und Erzählung zu beschreiben sind. Der zweite Teil beinhaltet Erzählungen von fiktiven postmodernen Identitäten, deren wesentlichste Merkmale die Enttraditionalisierung, Differenziertheit, Pluralität, Relativität und Hybridität sind. Da die Identität narrativ konstruiert ist, lassen sich

identitätsbezogene Prozesse und Krisen am besten durch die Analyse von Erzähltechnik und Erzählverfahren entdecken. Die Hybridität des erzählten Ichs offenbart sich in der hybriden Formensprache; bzw. die Identitätskrise bringt konsequenterweise die Krise der Sprache, Kommunikation und Erzählung mit sich.

Die analysierten autobiographischen Texte sind, wie traditionell üblich, aus der Ich-Perspektive geschrieben, wobei dieses Ich aus der Gegenwart in seine Vergangenheit retrospektiv zurückblickt. Die Aussagen der Autoren über die eigene Vergangenheit und sich selbst beruhen auf den Prämissen, dass Selbsterkenntnis möglich ist und das eigene Leben trotz der Komplexität der Persönlichkeit und des Lebenslaufes als eine Einheit präsentiert werden kann. Jedoch ist diese Einheit eine Montage aus Erinnerungsbruchstücken, die ganz bewusst und gezielt sortiert werden, um die Person und ihr Leben aus einer ganz eigentümlichen (und subjektiven) Perspektive zu zeigen. Ritz analysiert die Strategien der Selbstdarstellung der ausgewählten Autobiographien, und zeigt auf, wie sie zum bewussten und unbewussten Akt der Vergangenheits- oder Gegenwartsbewältigung (Stefan Zweig: „Die Welt von Gestern“) und zum Akt der Identitäts- oder Vergangenheitskonstruktion (Alma Mahler-Werfel: „Mein Leben“) werden. Rezzoris „Blumen im Schnee“ nimmt eine Sonderstellung unter den

Autobiographien ein: Obwohl die Erzählung bewusst und betont autobiographische Züge aufweist, enthält sie auch fiktive Elemente, so dass sie im Endeffekt keine traditionelle Autobiographie ist, sondern die ständige Neukonstruktion des eigenen Lebens und der eigenen Person.

Der jüdischen Identität wird im Band eine distinktive Aufmerksamkeit geschenkt, da mehrere Autoren jüdischer Herkunft sind. Das Verhältnis zum Judentum und jüdischer Herkunft wird im Fall von vier Autoren hervorgehoben und analysiert: Arthur Schnitzler, Stefan Zweig, Theodor Herzfeld und Max Nordau haben verschiedenartig über ihre Herkunft und Identität als Jude reflektiert. Dies hat seinen Grund in den geographischen, religiösen und gesellschaftlichen Unterschieden innerhalb des Judentums. Zu dieser komplexen Konstruktion kommen noch weitere identitätsbildende Elemente wie Nationalität, Kultur, Sprache, politisches Engagement etc. hinzu, die das Gesamtbild weiter differenzieren. Dementsprechend wird gezeigt, wie die oben genannten Personen bei Fragen zu Assimilation, Akkulturation, Zionismus und Antisemitismus eine jeweils eigene Konstruktion der in sich diversen jüdischen Identität entfalten. Herzl und Nordau haben sich dem politischen Zionismus verschrieben, da sie die einzige Lösung für den Antisemitismus und die Judenverfolgung in einem unabhängigen Judenstaat verkörpert sehen. Am anderen Ende der

Skala befindet sich Arthur Schnitzler, der aus einer sprachlich und kulturell vollkommen assimilierten Familie stammt. Er fühlt sich keiner Konfession zugehörig. Sowohl der zunehmende Antisemitismus als auch der jüdische Nationalismus lassen ihn unberührt. Stefan Zweig lässt sich zwischen den beiden oben skizzierten Positionen verorten: Zwar sympathisiert er anfangs mit dem Zionismus, kehrt aber später der Bewegung den Rücken, wobei man anmerken muss, dass er für den kulturellen Zionismus doch Interesse zeigt. Sein Kulturideal bleibt das Modell des multikulturellen und pluriethnischen Europas, wo das Individuum weder in seiner Bewegungs-, noch Religions- oder Meinungsfreiheit begrenzt ist. Die Erfahrung von streng überwachten Grenzen und von außen her aufgezwungener Nationalität trieben ihn ins Exil.

Schon im ersten Teil des Buches wird an den autobiographischen Werken der Jahrhundertwende demonstriert, wie brüchig, problematisch und divers eine Identität und ihre Entwicklung in Krisensituationen sein kann, und wie ihre Integrität und Einheit erst durch das retrospektive Moment der (Selbst-)Erzählung wiederhergestellt oder sogar erst erzeugt werden kann. Die fiktionalen Texte des zweiten Teils können als Weiterführung und Kontrast angesehen werden. Mehrheitlich wurden diese Erzählungen und Romane vor oder kurz nach der Jahrtausendwende 2000 verfasst, und sie reflektieren auf die neuen

Schwierigkeiten mit Fragen, die das Individuum begrenzen und bedrängen. Kaum war der Untergang der alten Weltordnung vorbei, kamen neue, noch radikalere und komplexere Herausforderungen und Krisensituationen, die mit ihren chaotischen Zuständen sogar das Heranwachsen einer neuen Ordnung verhindert haben.

Im ersten Unterkapitel des zweiten Teils „dynamische Identitäten“ konzentriert sich die Verfasserin auf das Phänomen des sog. „Identität-Switching“. Im Fokus stehen Erzählungen und Romane, die in kulturellen Transiträumen („Third Space“) gefangene Ichs darstellen, die sich sowohl mit den eigenen Traditionen als auch mit einer oder mehreren fremden Kulturen identifizieren können, und ihre Identität chamäleonartig umschalten (Switching), um sich der jeweiligen Umgebung anzupassen. Vor allem erscheinen diese Hybride eingebettet in eine pluriethnische und multikulturelle Gesellschaft, die sich selbst auch im Wandel befindet, und sowohl den Verlust des Eigenen als auch die Aneignung des Fremden zulässt. Die anschaulichsten Beispiele findet die Autorin bei Rabinovici und Rezzori. Der eine schildert, wie verschiedenartig die Familienmitglieder auf den Zerfall ihrer Weltordnung nach der Auflösung der Monarchie reagieren („Denkwürdigkeiten eines Antisemiten“, „Blumen im Schnee“), während der andere dem Leser ein ganzes Identitäts-Panorama vor Augen führt, in dem jeder Charakter als eine andere Reaktion auf

die kulturellen und gesellschaftlichen Wandlungsprozesse interpretiert werden kann („Andernorts“, „Ohnehin“, „Suche nach M.“): Assimilierung, Integration, Ablehnung des Fremden, Flucht vor der Wirklichkeit, Isolation, Mythisierung der Vergangenheit oder Heimat, Selbstmitleid und Opferrolle, Schweigen, Identifikation mit dem Fremden/Gegner/Verfolger, Angst vor Versagen, Verheimlichung und Leugnen der eigenen Probleme etc. Da die Rückkehr zum alten Zustand nicht mehr möglich erscheint, zugleich der Übergang ins neue System nicht problemlos oder erst gar nicht gelungen ist, werden die Figuren der Erzählwelt in eine Schwebelage gedrängt, wo sie keinem Lager angehören.

Während die vorher erwähnten fiktiven Charaktere die Spaltung, Hybridität und Pluralisierung der eigenen Identität zu bekämpfen haben, müssen die Figuren im zweiten Unterkapitel „Grenzüberschreitungen“ die Brüchigkeit, Endlichkeit und Unmöglichkeit eines kohärenten und konsistenten Ichs wortwörtlich am eigenen Leib erfahren, denn der Akzent bei der Identitätssuche und Identitätsbildung verschiebt sich vom Geistigen zum Körperlichen: Während sich die erzählten und selbsterzählenden Identitäten aus den ersten zwei Einheiten auf Ereignisse, Erinnerungen, Empfindungen und Gefühle konzentrieren, gewinnen Körperlichkeit, die Entdeckung und das Erleben des eigenen Körpers in den untersuchten Romanen

des letzten Kapitels an Bedeutung. Geistige Prozesse werden erst durch die körperlichen Empfindungen und Qualen wahrnehmbar und zugänglich: „Selbsterkenntnis durch Welterkenntnis“ und „Körpergefühl“. Darauf verweist der sich wiederholende Akt des Gehens bzw. Reisens: mit dem Schiff zum Nordpol (Schrott: „Finis Terrae“, Ransmayr: „Die Schrecken des Eises und der Finsternis“), zu Fuß in der Wüste nach Timbuktu (Stangl: „Der einzige Ort“) oder im Dschungel in Lateinamerika (Kehlmann: „Die Vermessung der Welt“); - wobei nicht das Ziel sondern die Reise an sich bedeutend ist. Das Gemeinsame bei all diesen Reisen ist, so Ritz, dass die äußere, körperliche Reise mit einer inneren, psychischen verbunden ist. So wird die Suche nach Erkenntnis, Abenteuer, nach neuen Entdeckungen von geographischen und imaginären Orten zur Suche nach dem Ich. Dieses Unternehmen endet aber, im Gegensatz zu den traditionellen Abenteuer- und Bildungsromanen, entweder enttäuschend oder erfolglos. Der Nordpol, die Stadt Timbuktu und die anderen angestrebten Ziele werden dabei zum Symbol des Ichs, das nie angenähert oder erreicht werden kann, oder so stark von den Erwartungen der Reisenden abweicht, dass es nicht beherrscht, nicht vermessen, nicht einmal erkannt werden kann, und der Entdecker kehrt ihm bald wieder den Rücken. Die Gefahren, Abenteuer, Erlebnisse und Entdeckungen dienen

nicht mehr der Entfaltung und Entwicklung der Identität, im Gegenteil: Sie zerbricht an diesen Herausforderungen, und der Zerfall mündet manchmal in den Tod des Charakters. Die Identitätssuche manifestiert sich auch auf der narrativen Ebene: Das Erzähltempo passt sich der Reisesgeschwindigkeit an („Der einzige Ort“); die Zersplitterung und Multiplizierung/Pluralisierung der Persönlichkeit erscheint als Genre-Montage aus Textsorten auf den Grenzgebieten der Literatur wie Briefen, Tagebucheinträgen, Zeitungsartikeln, Essays, Reiseberichten etc., und als Perspektivenwechsel.

Zusammenfassend: Der Band enthält Studien zu den einzelnen Texten, die jeweils eine in sich geschlossene, abgerundete Einheit bilden. Dabei bleiben sie nicht einseitig auf dem Gebiet der Psychoanalyse oder in anderen wissenschaftlichen Diskursen gefangen. Im Spiegel der angewandten Methoden, Termini und Fachliteratur lässt sich das Buch auf dem Grenzgebiet der Narratologie, Identitätsforschung und Hermeneutik verorten. Das Spektrum der verwendeten Fachliteratur ist den behandelten Themenfeldern (Postkolonialismus, Autobiographieforschung, Identitätsforschung, Transkulturalität, Erinnerungsforschung, Narratologie etc.) entsprechend breit – um diesbezüglich nur die ausschlaggebenden Namen zu nennen: Aleida Assmann, Anita Shapira, Bernhard Waldenfels, Dagmar Lorenz, Homi Bhabha, Jean Starobinski, Jonathan

Rutherford, Klaus Zeyringer, Maurice Merleau-Ponty, Michail Bachtin, Michel de Certeau, Monica Fröhlich, Moritz Csáky, Paul John Eakin, Philippe Lejeun, Viktor Karády.

Es folgt aus der Natur des Studienbandes, dass der Schwerpunkt auf die Praxis, sprich die Textanalyse, gelegt wird, und für theoretische Einführungen oder Erläuterungen kein Platz eingeräumt wird. So setzt sich die Autorin die Ausarbeitung einer theoretischen Basis nicht als Ziel. Die Auswahl der Werke bleibt im Rahmen des Kanons, greift aber auch zu Erzählungen und Romanen, die dem breiteren Publikum nicht oder wenig bekannt sind (z. B.: Schnitzler: „Ich“). Die Zerteilung in Autobiographien und fiktionalen Texte erfolgt logisch. Der kohärenteste Teil ist das erste Kapitel, in dem die autobiographischen Schriften untersucht werden. Der Zeitsprung zwischen dem ersten und dem zweiten Kapitel wird dadurch überbrückt, dass Ritz die Gemeinsamkeiten und Unterschiede der beiden in einem Vergleich zusammenfasst. Außerdem wird die Autorenwahl näher erläutert. Das Buch löst insgesamt sein Versprechen ein: die narratologische Untersuchung deckt die Strategien der Selbstdarstellung, die Tendenzen der Mythenbildung, die Motivation und die Techniken der Wirklichkeits- und Vergangenheitskonstruktion auf.

Klára Király-Riba (Budapest)

**Dabóczy, Viktória: Wort und Wortarten aus Sicht
der gesprochenen Sprache. Frankfurt am Main:
Peter Lang, 2017, 250 S.
(= Theorie und Vermittlung der Sprache 60.)**

Bereits in der Einführung des 250-seitigen Bandes wird darauf hingewiesen, dass man trotz der traditionsreichen Geschichte der Wortartenforschung bis heute keine allgemeingültige Wortartenklassifikation konzipieren konnte (S. 13). Die Autorin thematisiert somit eine bisher kaum beachtete Problematik: den Status und die Klassifikation der Wortarten aus der Perspektive der gesprochenen Sprache, wodurch ein neuer Impuls für die Grammatikschreibung geleistet werden soll. Frühere grammatische Beschreibungen haben nämlich die gesprochene Sprache vernachlässigt, und ihre spezifischen Einheiten blieben ausgeklammert. Eine solche neuartige Auseinandersetzung mit der Problematik der Wortarten setzt jedoch voraus, dass der seit langem umstrittene Begriff „Wort“ auch aus der Perspektive der gesprochenen Sprache erfasst wird.

Die zwei wichtigsten Zielsetzungen des Werkes sind demnach:

1. Erarbeitung und Fundierung eines Wortbegriffs, der den Eigenschaften der gesprochenen Sprache Rechnung tragen und als Basis für die Ermittlung der Wortarten der gesprochenen Sprache dienen kann;
2. Neuperspektivierung der Wortarten aus der Sicht der gesprochenen Sprache.

Um das Wort auch aus der Perspektive der gesprochenen Sprache untersuchen zu können, wurde die Wortauffassung im Ágel'schen panmedialen Sinne zum Ausgangspunkt genommen. Zur Erarbeitung eines neuen Wortbegriffes übernimmt die Autorin in unproblematischen Fällen die Kategorien der traditionellen Grammatik („Adaptation“), interpretiert bestimmte Kategorien den Spezialitäten der gesprochenen Sprache entsprechend neu („Reinterpretation“) oder aber schafft, falls erforderlich, neue Kategorien („Neustart“).

Diese Arbeitsweise ist dadurch begründet, dass die gesprochene Sprache spezielle, von der geschriebenen Sprache abweichende Eigenschaften und Charakteristika hat. Sie muss infolgedessen nach anderen Kriterien klassifiziert werden. Im Laufe der Untersuchung wurden sowohl die Inhaltsseite (Kapitel 3) als auch die Formseite (Kapitel 4) des Wortes in Hinblick auf die spezifischen Eigenschaften der gesprochenen Sprache berücksichtigt.

Als angemessener theoretischer Hintergrund zur Bestimmung der Charakteristika des konzeptionell mündlichen

Wortes gilt die Nähe-Distanz-Theorie von Ágel/Hennig, in der sich nur solche sprachlichen Erscheinungen abbilden lassen, die auf universal-pragmatische Merkmale zurückzuführen sind. Es gibt eine gewisse Affinität und gegenseitige Kombination zwischen Nähe und phonischer Realisation bzw. Distanz und graphischer Realisation.

Infolge der zeitlichen Orientierung der mündlichen Kommunikation sollten die starke Formorientiertheit und die Beschränkung auf Eingliedrigkeit bei der Inhaltsseite des Wortbegriffs aufgegeben werden (als „Neustart“), um auch die kognitiven und pragmatischen Besonderheiten der konzeptionellen Mündlichkeit berücksichtigen zu können.

Durch die Untersuchung der Beziehung zwischen den Kategorien „Wort“ und „Diskursmarker“ kommt Dabóczy zur Bestimmung einer Schnittstelle von Nähezeichen sprachlicher Art und der auf dem Diskurshorizont fixierten Konstitutionen. Letztere werden als Untersuchungsraum für einen möglichen Wortbegriff der gesprochenen Sprache angenommen. Die Wörter der Nähekommunikation sind pragmatisch definiert, vorgeprägt, nicht kompositional, im Laufe eines Pragmatisierungsprozesses entstanden und haben eine gesprächsorganisierende Funktion; teilweise sind sie mehrgliedrig mit dem Merkmal [+ Pragmatisierung].

Die aufgestellten Kriterien für die Formseite als einzelsprachliche „Verpackungsformate“ der Inhaltsseite bedeuten auch, dass die formalen Grenzen des Wortes ausgedehnt werden müssen; damit sind Kriterien wie Mehrgliedrigkeit

bzw. Getrennt- oder Zusammenschreibung nicht mehr entscheidend. Durch Adaptation (bei monolexikalischen Elementen) und Reinterpretation (im Fall polylexikalischer Wortkandidaten) wurde ein Wortgesamtmodell aufgestellt, das Schneiders Kriterien zur Bestimmung gesprochensprachlicher Elemente folgt. Diese Kriterien sind:

1. Erklärbarkeit aus den medialen Grundbedingungen der gesprochenen Sprache,
2. Status als eigenständige grammatische Konstruktion,
3. Zugehörigkeit zur Grammatik der gesprochenen Sprache (Inkorrektheit in der Schriftlichkeit).

Auf der Inhaltsseite werden in diesem Modell folgende Unterschiede gemacht: sinngestaltliche, einheitenbildende (nicht-kompositionale) Einheiten mit nennender, deiktischer und operativer Funktion gelten als indifferent, die mit primär diskurspragmatischer (expeditiver) Funktion dagegen als gesprochensprachlich. Hinsichtlich der Formseite lässt sich ein Kontinuum von formgestaltlichen monolexikalischen Wörtern über die polylexikalischen Wörter in Kontaktstellung bis zu den polylexikalischen Wörtern in Distanzstellung abbilden. Das aufgestellte Wortmodell dient als Basis für die Ausgestaltung neuer Wortarten (Korrelat, Präposition-Artikel-Verschmelzung, Diskursmarker im weiteren Sinne, Interjektionen im engeren Sinne, imperativische Bewegungspartikel), die nach ihren Hauptfunktionen gruppiert werden.

Die Feindifferenzierung zwischen den indifferenten und gesprochensprachlichen Einheiten erfolgt durch syntaktische und/oder morphologische Kriterien: Die einzelnen Wortarten des Indifferenzbereiches und die der gesprochenen Sprache werden mit den relevanten Subklassen je nach Funktion (nennend/charakterisierend, deiktisch, operativ, expeditiv) geordnet und beschrieben.

Die Autorin weist mit einem gründlich erarbeiteten System ausführlich nach, wie die von ihr vorgeschlagenen Kandidaten die Kriterien für die Wortarten der gesprochenen Sprache (Diskursmarker, Interjektion, imperativische Bewegungspartikel) erfüllen: Sie haben eine primär pragmatische, in erster Linie expeditiv Funktion, nehmen an der direkten Steuerung des Diskurses in raumzeitlicher Nähe teil, gelten als Wort im Sinne des erarbeiteten Modells und haben einen einheitenbildenden Charakter.

Neben den sorgfältig zusammengestellten Kriterien und der konsequent durchgeführten Analyse zeichnet sich der Band durch seinen verständlichen Stil, seine übersichtliche Strukturierung und ein einheitliches Markierungssystem aus. Die Bibliographie, in der auch die aktuelle Forschungsliteratur und einschlägige Internetquellen vertreten sind, erstreckt sich über 14 Seiten und macht das Werk mit zahlreichen Abbildungen und Tabellen zu einem wertvollen Band der Reihe „Theorie und Vermittlung der Sprache“.

Zusammenfassend lässt sich feststellen, dass die Autorin durch die Neuperspektivierung des Themas Wortartklassifikation eine äußerst lesenswerte und inspirierende Monografie vorlegen konnte, die einen wertvollen Ausgangspunkt und eine gute Grundlage für weitere Untersuchungen bietet.

Imre Szanyi (Szombathely)

**Lubkoll, Christine/Neumeyer, Harald (Hg.) (2015):
E.T.A. Hoffmann-Handbuch. Leben – Werk –
Wirkung. Stuttgart: Metzler, 2015, 453 S.**

Das vorliegende Handbuch ist zeitlich relativ nah zu zwei weiteren Werken der E.T.A. Hoffmann-Forschung erschienen. Gemeint sind Hartmut Steineckes E.T.A. Hoffmann-Monographie mit dem Titel „Die Kunst der Fantasie. E.T.A. Hoffmanns Leben und Werk“ (Steinecke 2004) und das von Detlef Kremer herausgegebene De Gryter Lexikon mit dem Titel „E.T.A.

Hoffmann. Leben – Werk – Wirkung“ (Kremer 2009). Diese beiden Bücher und das Handbuch sind die drei aktuellsten und umfangreichsten Darstellungen zu Hoffmanns Werk, welche schon deshalb problemlos nebeneinander bestehen können, weil sie zum Teil unterschiedlich konzipiert sind. In dem etwas sparsamen Vorwort des E.T.A. Hoffmann Handbuchs verzichten die

Herausgeber Christine Lubkoll und Harald Neumeier leider darauf, bei dieser Gelegenheit das Handbuch innerhalb der Hoffmann-Forschung zu positionieren. Außer einer kurzen Darstellung zur Struktur des Handbuches gehen sie nur auf Hoffmanns literatur- und kulturgeschichtliche Bedeutung ein, welche sie im Spannungsfeld von Frühromantik, unterschiedlichen zeitgenössischen Diskursen, Intermedialität und Kulturgeschichte des Erzählens verorten. Daher wird das Ziel des Handbuches folgendermaßen bestimmt:

Das E.T.A. Hoffmann-Handbuch möchte diese herausragende literatur- wie kulturgeschichtliche Bedeutung des Œuvres in ihrer ganzen Breite entfalten, indem es den Einzeltextanalysen einen kulturwissenschaftlichen und/oder komparatistischen Fokus zugrunde legt und in ergänzenden Kapiteln die kultur- wie wissenshistorischen, die literatur- wie medienästhetischen und die rezeptionsgeschichtlichen Dimensionen des Werks erörtert. (IX.)

Dementsprechend gliedert sich das Handbuch in sechs große Abschnitte: „Leben“; „Werke“; „Kultur und Wissenschaft“; „Ästhetik und Poetik“; „Rezeption“ und „Anhang“. Trotz des schwindenden literaturwissenschaftlichen Interesses an dem Zusammenhang von Werk und Biographie überrascht die Behandlung von Hoffmanns Leben auf insgesamt 7 Seiten mit ihrer Knappheit. Der Schwerpunkt liegt offenbar auf den Einzeltextanalysen zum literarischen Werk, die den umfangreichsten Abschnitt darstellen und

fast die Hälfte des Handbuches ausmachen. Es wird zugleich Vollständigkeit angestrebt und das erste Handbuch präsentiert, das tatsächlich jeder Erzählung (den Erzählsammlungen, den zwei Romanen und den einzeln veröffentlichten, von der Forschung stärker beachteten Erzählungen, „Klein Zaches, genannt Zinnober“; „Prinzessin Brambilla“, „Meister Floh“ und „Des Veters Eckfenster“) jeweils eine eigene Abhandlung widmet.

Bei den Erzählsammlungen wird den Einzeltextanalysen eine Einleitung vorangestellt, in der in erster Linie die Entstehungsdaten und das umfassende Konzept der Sammlung sowie typische Strukturmerkmale und Aspekte erläutert werden. Insbesondere bei den Beiträgen zu den Erzählungen „Fantasiestücke“ und „Nachtstücke“ gewinnt man den Eindruck, dass die Verfasser der jeweiligen Beiträge auch ein gemeinsames Konzept teilen, indem sie Fantasiestück und Nachtstück als Gattung auffassen und in den Analysen bemüht sind, die Gattungszugehörigkeit der jeweiligen Texte hervorzuheben. Als besonders interessant erweisen sich Beiträge, die sich auf die intermedialen Bezüge der jeweiligen Texte konzentrieren. Sehr überzeugend wirkt Peter Schnyders Zusammenfassung zu „Jacques Callot“ in der Callots graphische Manier an entsprechenden Abbildungen demonstriert wird und der Verfasser zugleich die poetologische Deutung des Textes reflektiert, wobei er ausdrücklich auf den Konstrukt-Charakter des eröffnenden Textes hinweist

und ihn zugleich als fiktives Blatt aus dem Tagebuche des Enthusiasten liest. Das sind zugleich Schwerpunkte, die in mehreren Beiträgen gesetzt und sehr effektiv eingesetzt werden, z. B. in den von Nicola Gess verfassten Abhandlungen zu den beiden „Kreisleriana“, welche sie als Vertreter der Gattung Freie Fantasie bewertet. Gess verbindet die Gattungsbezeichnung zugleich mit dem Begriff der Eckphrase, bzw. deren Erweiterung, indem sie nicht nur als Beschreibung von bildender Kunst, sondern generell als intermediale Verflechtungsfigur, quasi Darstellung des Dargestellten im weitesten Sinne, verstanden wird. Im Beitrag zum zweiten Teil der „Kreisleriana“ zeichnet Gess ein direktes Verweissystem zwischen den früheren und den späteren „Kreisleriana“ nach und schließt aus ihnen zugleich auf Hoffmanns Schauspieltheorie. Der intermediale Aspekt wird somit in dem ganzen ‚Artikel‘ zum wichtigsten, aber nicht dem einzigen Schwerpunkt. Der größte Vorzug von Gess‘ Beiträgen liegt darin, dass sie neben der von den Herausgebern bereits im Vorwort akzentuierten Konzentration auf „einen kulturwissenschaftlichen und/oder komparatistischen Fokus“ (IX.) auch weitere, bereits etablierte Forschungsansätze aufgreift und integriert, was leider nicht bei jedem Beitrag der Fall ist. Meines Erachtens wäre es im Falle eines Handbuches eine wichtige Aufgabe nicht nur das Neueste und Innovativste zum Gegenstand des Handbuches anzubieten, sondern einen Einstieg in die Forschung zu ermöglichen,

inklusive den Anschluss an die frühere Forschung. Das ist eine Aufgabe, die ich in diesem Handbuch nicht konsequent verwirklicht sehe. Es ist verständlich, dass insbesondere bei Erzählungen, die von der Forschung eher marginal wahrgenommen werden, die Beiträge nicht unbedingt mehr als eine kommentierte Zusammenfassung anbieten, in welcher auf die spärlichen Forschungsansätze hingewiesen wird. Bei häufig untersuchten Texten, wie z. B. Hoffmanns „Don Juan“, wirkt aber die starke Konzentration auf einen Aspekt eher störend. So wird von Sigrid Nieberle der Blick in erster Linie auf die Aspekte Fremdheit und Gastlichkeit gelenkt, was einen interessanten neuen Ansatz ergibt, auf andere Ansätze wird aber kaum eingegangen und z. B. die Frage nach der grundsätzlich ambivalent strukturierten Textwelt in dem Beitrag leider gar nicht aufgeworfen.

Auch in den Einzeltextanalysen zur Erzählensammlung „Nachtstücke“ ist ab und zu das Bestreben zu entdecken, die einheitliche Komposition des Bandes zu verdeutlichen, aber nicht konsequent. Die Beiträge zu den einzelnen Texten gehen auf viele Aspekte ein, bei Erzählungen, die auch in der bisherigen Forschung weniger Resonanz gefunden haben, bekommt man aber manchmal nicht mehr als eine kommentierte Handlungszusammenfassung und einen kurzen Verweis auf die bisherigen Forschungsschwerpunkte. Ab und zu kann man sich des Eindrucks nicht erwehren, dass mit etwas mehr Recherche auch zu diesen Texten

mehr zu sagen gewesen wäre. Im Falle von „Sanctus“ und „Das öde Haus“ z. B. hat man dieses Gefühl, beim letzteren wird auch der sonst mehrfach angebotene Verweis auf die vielfältige Vernetzungsmöglichkeit der jeweiligen Erzählung mit anderen Erzählungen von Hoffmann weniger wahrgenommen. Ein positives Beispiel stellt hingegen Christian Bergmanns Beitrag zu „Das Majorat“ dar, in dem zahlreiche, teils unterschiedliche Aspekte mitbehandelt werden und der durch die Behandlung der Problematik des Rechts die Erzählung auch innerhalb von Hoffmanns Gesamtwerk, also nicht nur literarisch, verortet.

Etwas abweichend erweist sich das Darstellungskonzept der einzelnen Beiträge im Falle der „Serapions-Brüder“, was zum Teil in dem von den anderen beiden Erzählensammlungen abweichenden Kompositionsprinzip der Sammlung begründet sein mag. Alle drei Sammlungen sind erst nachträglich aus verschiedenen – teils bereits früher publizierten, teils bereits vorliegenden oder direkt für die jeweilige Sammlung geschriebenen – Erzählungen komponiert worden und werden nur zum Teil durch einen programmatisch vorangestellten poetologischen Text begleitet. „Die Serapions-Brüder“ erweisen sich jedoch in dem Sinne als komplizierter als die anderen Erzählensammlungen, dass Hoffmann hier die Gespräche der Gesellschaft, in denen die jeweiligen Erzählungen eingebettet sind, auch als metadiegetisches Reflexionsorgan benutzt. Erst bei Mitbeachtung der

hier eingefügten Kommentare lässt sich auch die als poetologische Schlüsseltext eingeführte Erzählung über den Namensgeber der Bruderschaft, den heiligen Serapion, in ihrer Komplexität deuten. Dieses poetologische Prinzip wurde innerhalb von Hoffmanns Werk von der Forschung vielleicht am frühesten wahrgenommen und diskutiert. Im Handbuch wird es einerseits in der Einführung zu den „Serapions-Brüdern“ unter dem Abschnitt „Konzeption, Poetologie, Themen“ nicht nur auf die Duplizität bezogen dargestellt, sondern auch im Hinblick auf die im Rahmengespräch programmatisch eingeforderte heterogene Konzeption und abwechslungsreiche Thematik des Bandes. Dadurch werden die einzelnen Erzählungen zueinander in vielfältige Beziehungen gesetzt, welche durch die Kommentare im Rahmen vermehrt und weiter facettiert werden. Sehr hilfreich erweist sich in diesem Kapitel das Querverweissystem innerhalb des Handbuches mit den zahlreichen Hinweisen auf einzelne Kapitel, die einerseits den kultur- und wissenschaftsgeschichtlichen Hintergrund beleuchten, andererseits Abhandlungen zu Hoffmanns Ästhetik und Poetik anbieten. Zum Teil werden neue Aspekte aufgegriffen, Themenkomplexe anvisiert oder aber dichotomisch aufgespaltene Aspekte dargestellt, wodurch sich das Handbuch gewissermaßen von den gängigen Begriffen der Hoffmann-Forschung absetzt. Das ist ganz bestimmt ein Aspekt, an dem sich die Meinungen der Rezensenten scheiden können.

Einerseits kann man das als Zeichen einer Modernisierung und Erneuerung auffassen, andererseits bleibt die Frage offen, inwieweit dadurch der Anschluss von ‚Neueinsteigern‘, z. B. Germanistikstudierenden oder angehenden Hoffmann-Forschern, an die etwas ältere Hoffmann-Forschung gefördert wird. Als weniger problematisch erweist sich das bei den Stichwörtern im Abschnitt „Kultur und Wissenschaft“, auch wenn man den Eindruck gewinnt, dass z. B. die Kapitel „Arkanwissenschaften“ und „Hexen/Teufel/Aberglaube“ sich teils überschneiden und diese Art der Gliederung der Aspekte bzw. der Titelgebung eine gewisse Eindeutigkeit oder Einheitlichkeit in Hoffmanns Umgang mit den Themen vermuten ließe, wie wohl eben das nicht der Fall ist. In anderen Fällen jedoch, wie z. B. bei „Geschlecht/Sexualität/Liebe“, werden auf diese Weise bereits gegebene Aspekte der Hoffmann-Forschung mit aktuellen literatur- und kulturwissenschaftlichen Tendenzen zusammengeführt und in Dirk Kretzschmars Beitrag ausgesprochen umsichtig und der Komplexität des Themas entsprechend behandelt. Es ist einerseits sehr erfreulich, dass im Abschnitt „Ästhetik und Poetik“ vier verschiedene Beiträge (Bettina Brandl-Risi: „Bild/Gemälde/Zeichnung“, Ricarda Schmitt: „Intermedialität“, Sigrid Nieberle: „Stimme/Instrument/Instrumentalmusik“ und „Zeichen/Schrift/Partitur“) einem relativ neuen Forschungsaspekt, dem der Intermedialität, gewidmet werden, andererseits scheinen jedoch manche

wichtigen Forschungsschwerpunkte zu fehlen. Aspekte einer Poetik des Konjunktivischen, der Heterogenität, des Fragments bzw. Fragmentarischen, der Selbstreflexion, der Identität und insbesondere der der Wiederholung und der Intertextualität wären jeweils einer eigenen Darstellung in einem gesonderten Beitrag wert gewesen. Hoffmanns literarisches Werk ist sowohl im Falle der Einzelerzählungen, der Erzählensammlungen als auch der Romane systematisch von selbst- und fremdreferierenden intertextuellen Verweisen durchzogen. Ein Aspekt, welcher in diesem Handbuch nur stellenweise – z. B. in Monika Schmitz-Emans‘ Beitrag über den „Kater Murr“ – angesprochen wird, obwohl seine Wichtigkeit für Hoffmanns Gesamtwerk bereits von Sabine Laußmann erarbeitet wurde (Vgl. Laußmann 1992) und in Orosz (2001) in seiner Komplexität untersucht worden ist, in engem Zusammenhang mit den Wiederholungsphänomenen und der zitathaften Sprache bei Hoffmann (Vgl. Orosz 2001). Im Falle des Handbuchs vermisste ich an manchen Stellen eine ähnlich komplexe Darstellungsweise. Zwar bemühen sich die Autoren in vielen Beiträgen darum, das jeweilige Thema aus mehreren Perspektiven zu beleuchten oder, insbesondere in dem Abschnitt „Ästhetik und Poetik“, Hoffmanns Poetik auch in ihren Veränderungen im Gesamtwerk auf einzelne Phasen oder Textgruppen zu beziehen. Es kommt aber nur selten zur Darstellung durchgreifender Tendenzen. Im Falle von Hoffmanns

poetologischen Texten werden die poetologischen Aussagen des Autors jeweils bei den einzelnen Erzählungen besprochen und nur im Falle des Serapiontischen Prinzips wird noch zusätzlich ein spezifischer Beitrag „Serapiontisches Prinzip/>Prinzip der Duplizität<“ angeboten. Sehr interessant sind Claudia Barnickels Ausführungen über das Serapiontische Prinzip als „spezifisch romantische Psycho-physiopoetologie“ (399). Sie verweist zwar kurz darauf, dass dieses Prinzip auch im Gesamtwerk Hoffmanns strukturbildend ist, dieser Faden wird aber weder in diesem noch in einem anderen Beitrag aufgenommen. Der Beziehung der einzelnen poetologischen Aussagen, insbesondere in der Einleitung zu „Jacques Callot“, dem Serapiontischen Prinzip und den implizit gegebenen poetologischen Aussagen in einzelnen Erzählungen, z. B. in „Des Vettters Eckfenster“, wird nicht nachgegangen. Lediglich im Kapitel „Das Phantastische/Das Wunderbare“ wird ein solcher Bezug von Hans Richard Brittnacher angesprochen. Er geht davon aus, dass die „Serapions-Brüder“ die erste Buchausgabe von Hoffmann ist, in deren Untertitel er sich nicht mehr als der Verfasser der Fantasiestücke identifiziert. Zugleich erkennt er im Rahmengespräch der Erzählsammlung in Theodors Ausführungen über die Duplizität im Bild der Himmelsleiter, die zwar „in höhere Regionen [führe, aber] befestigt sein müsse im Leben, so dass jeder nachzusteigen vermag“ den Widerruf der „mit der >Calottischen Manier<

erteilte[n] Lizenz zur radikalen Transgression des Wirklichen.“ (389) Inwieweit diese Feststellung haltbar ist, darüber lässt sich diskutieren. Ich persönlich will eher mit Steinecke dafür plädieren, dass Hoffmanns poetologische Prinzipien erst allmählich aus verschiedenen Anlässen ausformuliert worden sind, aber die Wirksamkeit dieser Prinzipien kann in vielen Fällen sowohl bei später entstandenen Erzählungen als auch vor ihrer Ausformulierung nachgewiesen werden (Vgl. Steinecke 2004: 157). In vielen Fällen lassen sich die Einzeltextanalysen und thematischen Beiträge des Handbuchs, neben ihren grundsätzlichen Informationen zum jeweiligen Thema, auch als gut konzipierte Diskussionsanreger begreifen und fördern somit sowohl den Einstieg in die als auch die Weiterentwicklung der Hoffmann-Forschung.

Literaturverzeichnis:

- Kremer, Detlef (Hg.) (2009): E.T.A. Hoffmann. Leben-Werk-Wirkung. Berlin/New York: de Gruyter.
 Laußmann, Sabine (1992): Das Gespräch der Zeichen: Studien zur Intertextualität im Werk E.T.A. Hoffmanns. München: tuduv-Verl.-Ges.
 Orosz, Magdolna (2001): Identität, Differenz, Ambivalenz. Erzählstrukturen und Erzählstrategien bei E.T.A. Hoffmann. Frankfurt a.M. u.a.: Peter Lang.
 Steinecke, Hartmut (2004): Die Kunst der Fantasie. E.T.A. Hoffmanns Leben und Werk. Frankfurt a.M./Leipzig: Insel.

**„Die Donau ist die Form.“ Strom-Diskurse in Texten
und Bildern des 19. Jahrhunderts. Böhlau Verlag:
Wien Köln Weimar, 2017, 441 S.**

*„Es waren die Dichter, die aus der Weide
später die Heimat erschufen.
Es sind immer die Dichter, die aus der
Weide die Heimat erschaffen.“
Sándor Márai*

In seinen Arbeiten über architektonische Formen weist der Kunsttheoretiker und Philosoph Roger Scruton (1944–) darauf hin, dass es einen wesentlichen Aspekt gibt, der die Wahrnehmung, die Beurteilung und das Fortbestehen eines Gebäudes oder eines konstruierten/gebauten Raumes bestimmt. Dieser Kernaspekt ist die ästhetische Freude an der architektonischen Form. Hierbei geht es darum, dass Architekturhistoriker oder auch Personen, die eine Architektur betrachten bzw. benutzen, darüber nachdenken sollten, was es heißt, Freude an einem Raum zu haben. Wie lassen sich die Anforderungen der Moderne wie die zweckmäßige und vernünftige Bauweise mit anderen grundlegenden architektonischen Funktionen vereinbaren und wie lassen sich dabei nicht nur der Stil, sondern auch die unwandelbaren Regeln der Baustatik berücksichtigen? Was für eine Formensprache ist erforderlich, damit ‚ein organisches Ganzes‘ entsteht und das Gebäude, die Umgebung und die Innenwelt im Endeffekt in harmonischem Einklang zueinander stehen?

Mein Eindruck ist, dass sich auch Edit Király in ihrer groß angelegten Arbeit mit diesen Fragen auseinandersetzt. In diesem Sinne bietet ihr Band einen umfassenden Überblick über die vielfältigen und sich ständig verändernden Darstellungen der Donau und des Donauraumes. Anhand von ausgewählten Texten, die sich unterschiedlichen Gattungen zuordnen lassen und aus dem 19. Jahrhundert stammen, zeichnet die Verfasserin eindrucksvoll nach, wie die Donau und die Flusslandschaft konstruiert wurden. Behandelt wird auch, inwiefern die Texte diese Naturlandschaft als ästhetische Freude erscheinen lassen. Im Hinblick auf die Lebenswelten, die durch die Donau verbunden werden, veranschaulicht Király, wie die schriftlichen Darstellungen verschiedene kulturelle Zuschreibungen hervorbrachten.

Die fast 500 Seiten starke Arbeit der ungarischen Literaturwissenschaftlerin reiht sich in die europäische Forschungsrichtung ein, die u. a. Orvar Löfgren (1943–) und Hans Heinrich Blotvogel (1943–) vertreten. Die beiden Wissenschaftler lenkten die Aufmerksamkeit auf die kulturellen und symbolischen Zuschreibungen, welche die lokalen und nationalen

Gemeinschaften als identitätsstiftende Mittel funktionalisieren, um ihre Zugehörigkeit zur Naturlandschaft zu betonen und diese dadurch zu nationalisieren. In der Renaissance wurde die Schönheit der Natur in Gedichten besungen (Francesco Petrarca), später hielten die niederländischen Maler mit ihren spektakulären Werken die Naturlandschaft fest. In der Moderne des 19. Jahrhunderts, als die heutigen Nationen geboren wurden, entstanden Medien, anhand derer die vielfältige kulturelle Vereinnahmung der Landschaft möglich wurde. In diesem Zusammenhang verweist der Landschaftsbegriff grundsätzlich auf mentale Vorgänge. Kultur wird hier nicht ausgehend von aufeinanderfolgenden Ereignissen, sondern mithilfe von Repräsentationen hergestellt, die sich auf die Landschaft beziehen. Durch die symbolischen Zuschreibungen wird die Homogenität des Raumes (der Landschaft) aufgehoben und die Nation betrachtet diesen Raum fortan als einen wesentlichen Bezugspunkt ihres nationalen Selbstbewusstseins.

Edit Király untersucht die wichtigsten Etappen dieses kulturellen Zuschreibungsprozesses, indem sie die Nationenbildung im 19. Jahrhundert anhand von verschiedenen Texten über die Donau rekonstruiert. Die Verfasserin setzt sich also mit anderen Worten zum Ziel, die unterschiedlichen Donau-Darstellungen unter Berücksichtigung des jeweiligen Zeitgeistes (S. 12) kritisch zu hinterfragen und die sich von Epoche zu Epoche stets verändernden Bedeutungsdimensionen der ‚Donau‘ in

ihrer Vielschichtigkeit zu erfassen und in eine Traditionslinie einzuordnen. Die Komplexität der Fragestellung erklärt sich dadurch, dass der Donau-Diskurs nicht nur über zeitliche, sondern auch räumliche Dimensionen verfügt, denn der lange Fluss fließt durch mehrere Länder und dementsprechend entstanden die vielfältigen Betrachtungs- und Darstellungsweisen des Flusses in einem mehrsprachigen Kontext. Daraus folgt, dass in den unterschiedlichen Formen des nationalen Selbstbewusstseins zwangsläufig unterschiedliche Bedeutungsdimensionen im Mittelpunkt standen/stehen und in den nationalen Erinnerungskulturen unterschiedliche Schwerpunkte vorhanden waren/sind. Umgekehrt bedeutet das auch, dass je nach Nationalkultur unterschiedliche Aspekte dieses Diskurses in Vergessenheit geraten oder an Bedeutung verlieren. Nach Meinung der Verfasserin war und ist der Donau-Diskurs auch heute noch durch parallele Textwelten, Texträume, widersprüchliche und verdrängte Erinnerungen geprägt, wobei Neubetrachtungen ebenso wie abweichende Traditionen und Sichtweisen gleichzeitig präsent sind.

Edit Király betrachtet und enthüllt diese vielschichtigen und breitgefächerten Erzähltraditionen, die teils aufeinander beruhen und sich teils ausschließen; teils sind sie nicht mehr vorhanden, teils existieren sie parallel oder sind erst jetzt im Entstehen begriffen. Die Verfasserin geht zunächst bei Péter Esterházy (1950–2016) und Claudio Magris (1939–) folgenden Fragen nach:

Wann und wodurch ist die Donau zur Identitätslandschaft einer Region und zu einer Figur der Verbindung geworden? War sie im 19. Jahrhundert tatsächlich ein Fluss, der sich ideologischen Vereinnahmungen widersetzt? Durch welche früheren Donau-Texte wurde die von Magris und Esterházy erfundene Tradition präfiguriert? (S. 18)

In dem einleitenden Kapitel hebt die Wissenschaftlerin des Weiteren hervor, dass die Völker des Donauraumes dem Strom immer eine übernationale Bedeutung beigemessen haben: Der Fluss ist als eine Landschaftsformation dem ewigen Wandel unterworfen: sein Wasserstand steigt bzw. sinkt immer wieder und auch seine Farbe ändert sich von Zeit zu Zeit. Darüber hinaus hat die bereits im 19. Jahrhundert die Verbindung zwischen Transleithanien und dem Okzident versinnbildlicht und ist folglich mit der Moderne und mit der Entstehung der bürgerlichen Gesellschaft zu assoziieren.

Die Donaudarstellungen, die im 19. Jahrhundert von Bedeutung waren, werden in sechs umfangreichen Kapiteln dargestellt. Die überlieferten Erzähltraditionen dieses Jahrhunderts sind, so Király, in erster Linie von der Vorstellung geprägt, dass die Donau eine Naturlandschaft darstellt, die der Mensch umgestalten muss (S. 23–99). Gemeint ist damit nichts anderes als der Prozess, im Zuge dessen die politischen und wirtschaftlichen Eliten die natürlichen Gegebenheiten des Flusses unter ihre Kontrolle brachten (Regulierung, Ausbaggern). Im Sinne des modernen Staates hat die Flusslandschaft

wirtschaftliche Funktionen (Personen- und Frachtschifffahrt) erhalten und eine kulturelle (Gemälde, Reiseführer) oder auch machtpolitische Bedeutung (Grenzzeichen, Flaggen) erlangt.

In Anlehnung an David Blackburns (1949–) voluminöse Arbeit ist es mittlerweile klar, dass es eine Binsenwahrheit ist, dass sogar ein minimaler Eingriff in die Natur zwangsläufig eine Art von Machtausübung darstellt. Edit Király widmet sich ausgewählten Schriften aus dem 19. Jahrhundert, die einerseits die Eroberung der Natur als Sinnbild verwenden, andererseits aber auch die Zweifel daran zum Ausdruck bringen, dass die Natur besiegt werden kann (S. 28–30). In der Analyse wird demonstriert, wie die damaligen Schriften und literarischen Werke über die Donau mit ihrem textuellen Geflecht die Auswirkungen der Landschaftsumgestaltung reflektieren und wie der Fortschritt und das Vertrauen in den modernen Staat im Donau-Diskurs in Erscheinung traten (S. 72–99). Der Band beinhaltet nicht nur Auszüge aus verschiedenen Schriften, sondern auch Landkartenabschnitte und Stiche, die aus dem behandelten Zeitalter stammen und die Einblicke in die Umgestaltungspläne der Flusslandschaft geben. Über ihre primäre Funktion hinaus sind diese kartographischen Darstellungen deswegen von Bedeutung, weil sie gleichzeitig neue kulturelle Deutungsmuster bereitstellen. Neben dem Handelsverkehr auf dem Fluss ist auch die Metaphorik des Schifffahrterlebnisses zentral. An dieser Stelle darf nicht

vergessen werden, dass die erste Hälfte des 19. Jahrhunderts in Westeuropa das Zeitalter des Eisenbahnbaus war. Zu dieser Zeit war die Eisenbahn eine bequeme, sichere und schnelle Art der Fortbewegung. Um die Dampfschiffahrt als eine Alternative zu präsentieren, war es erforderlich, ihre Vorteile so zu formulieren, dass sie wie eine Abenteuerreise erschien. Damit sollte die zahlenmäßig überschaubare westeuropäische Elite angesprochen werden, wobei sich die Dampfschiffahrten in die Tradition der als *Grand Tour* bezeichneten Weltreisen einfügten und zugleich die Möglichkeit der Entdeckung des Orients bieten sollten (siehe hierzu die ausführliche Auflistung der Reiseberichte über solche Dampfschiffahrten, S. 130). Da die Modernisierung im Osten verzögert begann, war es einem westlichen Bürger in diesen Jahren (von den 1820er bis in die 1850er-Jahre) nur mit einer bequemen Schifffahrt möglich, das Morgenland auf eine erträgliche Weise zu erkunden. Die Ausführungen der Verfasserin beruhen auf der richtungsweisenden Arbeit des Historikers Wolfgang Schivelbusch (1941–) über die Geschichte der Eisenbahnreise. Die Entwicklung der Eisenbahn im 19. Jahrhundert erleichterte das Reisen drastisch – dementsprechend veränderte sich auch die Wahrnehmung des durchquerten Raumes (S. 154).

Im dritten Kapitel führt die Verfasserin weitere Interpretationen an, indem sie die kulturellen Deutungsmuster der Flusslandschaft in einem raumtheoretischen Kontext behandelt, der

mit dem als *Spatial Turn* bezeichneten Paradigmenwechsel entstand. So werden der Donauraum und die Flusslandschaft nicht als eine geschlossene Einheit betrachtet (S. 155–161). Der Raum stellt nicht die bloßen Rahmenbedingungen von gesellschaftlichen Entwicklungen dar, sondern er ist auch ein Teil von diesen Entwicklungen. Er verändert sich ständig und erlangt oder verliert damit seine Bedeutungen.

Mit diesen theoretischen Ansätzen macht die Verfasserin die kulturellen Zuschreibungen der Donaualandschaft sichtbar, setzt sich überblicksartig mit den bedeutendsten Denkern auseinander und interpretiert die im 19. Jahrhundert vorherrschenden Raumkonzepte anhand der Ansätze des *Spatial Turn*. Ende des 19. Jahrhunderts wurden in der Wissenschaft Ansätze entwickelt, welche die Zusammenhänge zwischen der Gesellschaftsordnung und dem Raum immer systematischer aufzeigten. Gleichzeitig rückten jene Vorstellungen in den Vordergrund, die soziales Handeln als eine Aktivität einstufen, welche die Erdoberfläche verändert (Raumsoziologische Begrifflichkeiten, S. 158–161). Vor diesem Hintergrund arbeitete Georg Simmel (1858–1918) seinen komplexen raumsoziologischen Ansatz heraus, mit dem sich gesellschaftliche Prozesse deuten lassen. Simmel zufolge wird der Raum zwar von der Gesellschaft gestaltet, aber dadurch verändert sich auch die Wahrnehmung dieses Raumes, wie das im vorliegenden Band am Beispiel des Donauraumes geschildert wird (S.

156). Außerdem erkannte Simmel die Eigenständigkeit der durch die Kultur veränderten Landschaften. In diesem Kontext zitiert Edit Király die folgenden Theoretiker, die Mitte des 19. Jahrhunderts wichtige Akzente für die heutige gesellschaftstheoretisch orientierte Raumforschung setzten (S. 157–161): Michel Foucault (1926–1984), Henri Lefebvre (1901–1991), Michel de Certeau (1925–1986) und Pierre Bourdieu (1930–2002).

In Edit Királys Überlegungen geht es darum, wie sich die Donaulandschaft im 19. Jahrhundert konstituierte und auf welche historisch-gesellschaftlichen Umwälzungen die Konzepte und Darstellungsweisen zurückzuführen sind. In diesem Sinne steht im Fokus, wie die Zuweisung von vielschichtigen, überlappenden und manchmal widersprüchlichen Bedeutungen durch das menschliche Handeln (Politik, Kultur, Gesellschaft) erfolgte und wie der Strom in Anlehnung an Lefebvre im 19. Jahrhundert in mehreren Kulturen mit jeweils unterschiedlichen Sprachen zum Orientierungspunkt wurde. Weiterhin behandelt die Arbeit unter Rückgriff auf Certeau, wie sich die Donaulandschaft zu einer mehrdeutigen, machtpolitisch konnotierten Landschaft entwickelte. Nach Bourdieu zeichnen sich gesellschaftliche Hierarchiestrukturen dadurch aus, dass die durch die unterschiedlichen gesellschaftlichen Positionen bestimmten Habitus eine relativ große Entfernung zueinander haben. Bourdieus Raummodell, das relationale Bezüge

fokussiert, bietet mögliche Anhaltspunkte für die Auseinandersetzung mit Formen und Richtungen der sozialen Differenzierung. Diesen Ausführungen des französischen Theoretikers folgend befasst sich die Verfasserin damit, wie die Donau Kulturen miteinander verbindet und zugleich voneinander trennt und daher sowohl als Band als auch als Grenze wahrgenommen wird (S. 162). Außerdem beleuchtet Edit Király die Bedeutungsdimensionen, die im 19. Jahrhundert bezüglich des Donauraumes in den symbolischen Machtkämpfen um die Deutungshoheit entstanden. Dargestellt wird auch das Instrumentarium, mit dem die Flusslandschaft unter politische Kontrolle gebracht wurde. Die Arbeit konzentriert sich auf die Schriften, mit denen die Donau aus einem konkreten physikalischen Raum zu einem imaginierten geographischen Raum wurde. Dieser Raum stellt dabei laut Király eine komplexe und mehrdeutige Verflechtung von gesellschaftlichen und kulturellen Räumen dar und markiert verschiedene symbolische Felder. Im Hinblick auf den Balkan kann der Donauraum deshalb zum einen dafür stehen, dass der Westen unzugänglich ist, zum anderen erscheint der Balkan in einem solchen Vergleich als Schatten des Westens (S. 166–168). In Mitteleuropa steht die Donau hingegen symbolisch für die Möglichkeit des wirtschaftlichen und gesellschaftlichen Aufstiegs und bringt auf diese Weise die Hoffnung auf die Entstehung einer bürgerlichen Gesellschaftsordnung zum

Ausdruck. Anders betrachtet ist der untere Donauabschnitt in den Reiseberichten von westeuropäischen Reisenden mit einem Entdeckungs- und Abenteuer szenario verbunden, wobei die Flusslandschaft im Vergleich zu den kunstvoll angelegten Gärten in der Heimat als Wildnis und *terra incognita* erscheint (S. 175–195). Der 2850 km lange Fluss lässt sich als Raum beschreiben, der in Hermann Bausingers (1926–) Worten durch die Gleichzeitigkeit der Ungleichzeitigkeiten gekennzeichnet ist. Im untersuchten Zeitalter steht die Donau daher für den bürgerlichen Wohlstand, die europäische Moderne und den technischen Fortschrittsgedanken (Reise). Gleichzeitig wird der untere Flussabschnitt, der sich unweit der Deltamündung befindet, als Sinnbild für mittelalterliche Besiedlungsformen und Gesellschaftsstrukturen gedeutet.

Im vierten Kapitel veranschaulicht die Verfasserin anhand von zahlreichen Beispielen und aus mehreren Deutungsperspektiven, wie die kulturellen Zuschreibungen des Donauraumes hervorgebracht wurden und mit welchen inszenatorischen Verfahren die konkrete Flusslandschaft zu einer narrativ konstruierten, ästhetischen Landschaft umgeformt wurde. In diesem Abschnitt beschäftigt sich die Verfasserin mit dem wichtigsten Aspekt dieses Wandlungsprozesses, der Baedeker-Reiseführerreihe, die den Donauraum als eine attraktive, jedoch erfundene Landschaft präsentierte. Im 19. Jahrhundert wurde das Donaubild

durch die Beschreibungen, Stahlstiche, Bilder und Zeichnungen in diesen Reiseführern maßgeblich bestimmt (S. 200–216). Mit der ästhetischen Aufbereitung der Landschaft wurde eine touristische Anziehungskraft initiiert, wobei den Landschaftsbeschreibungen eine wichtige Rolle zukam. Die literarischen Darstellungen weisen Naturlandschaften bereits durch die bloße Beschreibung eine ästhetische Bedeutung und malerische Schönheit zu. So behandelt Edit Király ausgewählte literarische Werke und rekonstruiert, in welchen Schritten die Donaulandschaft allmählich Bekanntheit erlangte (S. 218–264). Damit führt sie dem Leser/der Leserin vor Augen, dass es ein äußerst aufwendiger Prozess war, bis sich die Flusslandschaft als imaginäre Landschaft konstituierte. Denn dazu waren unzählige Reiseberichte, Stahlstiche, Zeichnungen, Gemälde, Panoramabilder, Landkarten und Bauobjekte erforderlich. Die Landschaft als eine ästhetische Entität wahrzunehmen und zu deuten, war das Ergebnis eines langen Lernprozesses, der die Donaulandschaft von einem Jahrzehnt zum anderen immer wieder aus einem ähnlichen Blickwinkel betrachtete und mit ähnlichen visuellen und rhetorischen Mitteln sowie mit ähnlichen Inhalten darstellte. Exemplarisch hierfür wird das Werk von Felix Philipp Kanitz (1829–1904) analysiert. Kanitz reiste als Zeichner und Kartograph durch die Balkanländer, von denen er zahlreiche bebilderte Landschaftsbeschreibungen veröffentlichte. Ihm ist es

zu verdanken, dass diese Völker, ihre Geschichte sowie ihre politischen Bestrebungen zu jener Zeit in Westeuropa überhaupt wahrgenommen wurden (S. 273–283). Dank dieses Lernprozesses etablierten sich diese neuen Wahrnehmungs- und Betrachtungsweisen und die Flusslandschaft entwickelte sich im 19. Jahrhundert schrittweise zu einem symbolischen Raum, der mit Legenden und Mythen verwoben wurde und den Nationen Anhaltspunkte für die kulturelle Selbstbestimmung bot (S. 265–284). Auf Grund der vorliegenden systematischen und eingehenden Analyse der einschlägigen literarischen Werke des Jahrhunderts kann man festhalten, dass die Zeit, die für diesen Lernprozess benötigt wurde, im „langen 19. Jahrhundert“ (Eric Hobsbawn) reichlich zur Verfügung stand, zumal es während dieser Zeit in der Region keine Aufstände oder Kriege gab.

Das Anliegen des fünften Kapitels ist es, die Historisierung der Donaulandschaft nachzuzeichnen und dadurch im Grunde genommen die Vereinheitlichung der Landschaftsvorstellungen darzustellen (S. 286–343). Hier richtet die Verfasserin das Augenmerk darauf, welche Landschaftsdarstellungen der Nationalismus hervorbrachte und wie die anderssprachigen Kulturen die Donaulandschaft im Prozess der Nationenbildung mit ihren eigenen historischen Erzählungen besetzten. In diesem Kapitel wird diskutiert, inwiefern die Flusslandschaft in den verschiedenen Kulturen als Projektionsfläche fungierte. Des Weiteren legt Edit

Király dar, wie die einzelnen nationalen Gemeinschaften mit Kunstbauten (z. B. bei der Flussregulierung), Denkmälern, Häfen die Flusslandschaft veränderten und wie sie diesen Raum mit fotografischen Einstellungen oder nationalen Ritualen zu einem nationalen Raum gestalteten. Am Beispiel der ungarischen Millenniumsfeier und der aufwendigen Arbeit, mit der das Flussbett am Eisernen Tor umgestaltet wurde, verdeutlicht die Verfasserin, wie die Donaulandschaft als nationaler Raum gedacht wurde (S. 326–343). Das Kapitel behandelt auch Hochburgen (Walhalla), Klöster (Melk) und die Kunstbauten (Brücken, Grenzmarkierungen, Häfen), die nicht nur Eingriffe in die Landschaft darstellten, sondern auch eine nationale Bedeutung hatten. Das sind Orte, die mit bestimmten Ritualen und nationalen Erzählungen verbunden sind und die die Donaulandschaft dadurch im jeweiligen nationalen Gedächtnis verankern.

Im abschließenden Teil wendet sich die Verfasserin dem Foucaultschen Begriff der *Heterotopie* zu und untersucht das vielschichtige Geflecht von Orten und Bedeutungen des Donau-Diskurses. So nimmt sie die Donaulandschaft als eine eigenständige gesellschaftliche Formation und als diskursiven Raum in den Blick, in dem gesellschaftliche Verhältnisse verhandelt werden. Im Foucaultschen raumtheoretischen Modell wird der Raum als Metapher verstanden. Einerseits wird mit dem Begriff der *Heterotopie* betont, dass der Raum in der Gesellschaft über eine regulatorische

Funktion verfügt. Andererseits bietet das Konzept einen Deutungsrahmen für die Auseinandersetzung mit ästhetischen und medialen Erfahrungen. Hierbei sind die zeitlichen und räumlichen Dimensionen eng miteinander verflochten und lassen sich in einem dualen Modell, wenn überhaupt, nur schwer festhalten. Foucaults Begriff trägt eben dieser Besonderheit Rechnung: „Moderne Raumsemantik ist in erster Linie Schwellenkunde. Sie richtet die Aufmerksamkeit »auf kritische Prozesse des Übergangs und Transformation«, während der »glatte [...] Verkehrsraum« den Verdacht erweckt, Requisite eines hegemonialen Denkens zu sein.“ (S. 346)

Edit Király deutet die Donaulandschaft einerseits als einen Raum, in dem Bedeutungen verdichtet werden (*Heterotopie*) und andererseits als eine Repräsentationsform verschiedener Lokalitäten (*Topologie*) (S. 161). Als eindrucksvolles Beispiel für dieses Foucaultsche Raummodell wird die Insel Ada Kaleh erwähnt, die im 19. Jahrhundert ein kulturelles Grenzgebiet, eine kulturelle Schwellenlandschaft darstellte, indem sie eine von der Moderne unberührte Welt und einen Ort vergangener Lebensweisen gleichzeitig versinnbildlichte. Außerdem wurde die Insel als vergessene Oase des Türkischen Imperiums (S. 360) und dank ihrer besonderen geografischen Lage auch als allgemeingültige Allegorie der k. u. k.-Vergangenheit interpretiert: „Als literarischer Topos fungierte Ada Kaleh wie eine endlose Kette des

»Be-deutens«. Je weiter sich die Anspielungsebenen von den geografischen Realitäten entfernen, desto mehr verwandeln sie die eigenartige Lage von Ada Kaleh in einen Code.“ (S. 361)

Abschließend wird das Konzept der *Heterotopie* in die Analyse von Mór Jókais „Ein Goldmensch“ einbezogen, wobei die Verfasserin die Raumdarstellung unter die Lupe nimmt. Laut Király haben die Raumkonzepte entscheidend zum Erfolg des Romans beigetragen, weil Jókai die Donaulandschaft zum Anlass nahm, um über den modernen Handel, die Börse und die zeitgemäße Schifffahrt zu erzählen. Weiterhin bezieht sich der ungarische Schriftsteller auf mystische Vorstellungen und inszeniert die unbekanntesten, in Wirklichkeit gar nicht vorhandenen Inseln der Donau als utopistische Orte. Die mythologische Erhabenheit des von herunterstürzenden Felsen bedrängten Eisernen Tors sowie der geheimnisvolle Reichtum des Orients erscheinen ebenfalls in seinem Buch. Diesbezüglich hält die Verfasserin fest: „Das Eisernen Tor wird hier zu einer Art mythischen Schwelle, wo der Mensch dem Himmel näher ist als anderswo.“ (S. 365)

Jókai wählte diesen realen und zugleich erfundenen doppeldeutigen Raum als Schauplatz für seine Fabel über Liebe und Intrigen. Der Protagonist, der als Kaufmann tätig ist, überschreitet wiederholt Grenzen zwischen Kulturen, besitzt selbst eine idyllische Insel und kennt die Landschaft sehr gründlich. Er könnte ohne Schwierigkeiten ein Dampfschiff navigieren

und würde sich ebenso gut in den kapitalistischen und bürgerlichen Gesellschaftsstrukturen zurechtfinden, so Király (S. 362–388).

Die Geschichten des *Homo narrans* sind stets mit Orten und Landschaften verbunden. Immer neue Geschichten werden erzählt, welche sich im nationalen Gedächtnis zu kollektiven Erfahrungen transformieren. Vom 19. Jahrhundert an verknüpften sich Orte

und Landschaften mit Mythen und Fabeln und ließen so symbolische Knotenpunkte entstehen. Edit Király untersucht diese Prozesse am Beispiel des vielfältigen Donau-Diskurses und legt dar, wie der Fluss zur übernationalen Denkfigur und zugleich zum Ausdruck von Einschränkungen und Rückständigkeit avancierte. Mit ihrem Band ist Király ein wertvoller Beitrag zum Donau-Diskurs gelungen.

Róbert Keményfi (Debrecen)

Horváth, Andrea: Poetik der Alterität. Fragile Identitätskonstruktionen in der Literatur zeitgenössischer Autorinnen. Bielefeld: Transcript Verlag, 2016, 214 S.

Andrea Horváth hat sich in ihrem Buch „Poetik der Alterität. Fragile Identitätskonstruktionen in der Literatur zeitgenössischer Autorinnen“ das Ziel gesetzt, sich mit elf Werken auseinanderzusetzen, die auf den ersten Blick schwer miteinander zu verbinden sind. Bei der Zusammenstellung des Korpus fokussierte sie sich auf die folgende thematisch-theoretische Fragestellung: Wie werden *Differenzen* in den ausgewählten Texten markiert und verwischt, konstruiert und destabilisiert?

Das methodologische Programm ihrer Untersuchungen besteht darin, die im ersten Kapitel mit dem Titel „Poetik der Alterität“ diskutierten theoretischen Modelle der Narratologie, insbesondere die des Postklassizismus,

des Postkolonialismus und der Gender Studies als – wie sie selbst beschreibt – heuristische *tools* so zu implementieren, damit im Rahmen strukturaler und dekonstruktiver Lektüren ein Beitrag zu einer Theorie der semantischen Konstruktion und Dekonstruktion von ‚Alterität‘, ‚Andersheit‘, ‚Fremdheit‘, ‚Identität‘ und ‚Differenz‘ geleistet werden kann. Im zweiten Kapitel ihres Buches mit dem Titel „Lektüren“ werden die folgenden Werke untersucht: Barbara Frischmuths „Der Sommer, in dem Anna verschwunden war“ (2004), Emine Sevgi Özdamars „Die Brücke vom Goldenen Horn“ (2002), der erste Teil von Ágosta Kristófs Trilogie, „Das große Heft“ (1987), der Roman „Lust“ von Elfriede Jelinek (1989),

die Novelle „Die Bilderspur“ (2004) von Anna Kim, Terézia Moras Erzählband „Seltsame Materie“ (1999), Zsuzsa Bánks „Der Schwimmer“ (2002), der Reiseroman „Nachwelt.“ (1999) von Marlene Streeruwitz, Judith Hermanns „Sommerhaus später“ (1998), der Reisebericht von Juli Zeh über den Kosovo, „Die Stille ist ein Geräusch“ (2004), und schließlich „Jessica, 30.“ von Marlene Streeruwitz (2010).

Die Verfasserin teilt die Gegenstände ihrer Untersuchungen in vier Paradigmen ein: geographisch-kulturelle Fremdheit (Frischmuth, Streeruwitz, Móra, Özdamar), individuelle und kollektive Erinnerung (Bánk, Kim, Zeh), Grenzerfahrung von Krieg und Tod (Kristóf, Móra) sowie soziale Marginalisierung (Hermann, Özdamar, Jelinek, Streeruwitz).

Die größte Herausforderung sieht Horváth darin, Themen und Fragestellungen der Cultural Studies mit dem Instrumentarium textueller Analysen des Strukturalismus und Poststrukturalismus zu verknüpfen. Sie sucht in ihrer Untersuchung Antworten auf die folgenden Fragen: Wie lässt sich der Ansatz des Postkolonialismus mit den Gender Studies verbinden und dekonstruktivistisch weiterführen, und zwar nicht in der Theorie, sondern konkret und praktisch in der Lektüre? Wie lassen sich die beiden Theoriekonzepte, das der Gender Studies und das des Postkolonialismus, mit der Erzähltheorie verknüpfen? Um diese Fragen beantworten zu können, hat Horváth nicht nur viele verschiedene Autorinnen in ihre Untersuchung

miteinbezogen, sondern auch mehrere theoretische Ansätze. Das erste Kapitel dient deshalb dem Zweck, der Untersuchung eine entsprechende theoretische Grundlage zu verleihen.

Im Kapitel 1.1. „Migration und Literatur“ thematisiert Horváth die Schwierigkeit, parallel zur Beschreibung und Analyse der Kulturen der Migration eine Poetik der Migrationsliteratur zu beschreiben. Sie charakterisiert die Migrationsliteratur als ein offenes, nicht abgegrenztes, nicht polarisierendes Schreiben, in der das Ich mit Elementen des Anderen ‚durchsetzt‘ und insofern porös sei. Diese Porosität werde durch den migratorischen Kontext verstärkt. Sie rechnet es den Autorinnen der Migrationsliteratur hoch an, dass sie die vormals festen Verbindungen von Kultur, Sprache und Literatur anhand einer fixen Lokalität auflösen.

Im Kapitel 1.2. „Postkolonialismus vs. Postkolonialität“ setzt Horváth sich u. a. mit der Frage der Übertragbarkeit der Postcolonial Studies auf die Schnittstellen zwischen postkolonialer und gender-orientierter Narratologie auseinander. Es geht ihr erstens um eine kreative Auseinandersetzung mit denjenigen Ansätzen der postkolonialen Theorien, die aus ihrer Sicht die Analyse der ausgewählten Literatur in besonderem Maße aufwerten. Ihre Vorgangsweise beschreibt sie als Kombination von theoretischen Perspektiven oder Begriffen einerseits und einer textnahen Lektüre (close reading) andererseits. Sie setzt sich hier mit den Begriffen ‚Postkolonialismus‘

und ‚Postkolonialität‘ auseinander und zitiert dabei zahlreiche relevante TheoretikerInnen (z. B. Michael Lützeler, Edward Said, Homi K. Bhabha, Mieke Bal, Eva Hausbacher, Wolfgang Müller-Funk, Birgit Wagner usw.). Sie arbeitet mit einem postkolonialen Modell, welches von ihr mit dem Terminus der ‚Postkolonialität‘ gefasst wird und welches sie vor allem in Anknüpfung an Dirlik als ihre Lesart bestimmt.

Im Kapitel 1.3. „Literatur und Geschlecht“ zeigt Horváth u. a. einige grundsätzliche aktuelle Tendenzen der Gender Studies auf und deutet dabei auf deren Relevanz für die Literatur und konkret für die Analyse der Texte von zeitgenössischen Autorinnen hin. Eine tragfähige Verbindung zwischen Literatur und Gender Studies sieht sie v. a. darin, dass ‚Gender‘ als Analysekategorie wie der literarische Text als Medium der Erprobung und Vorläufigkeit gelten kann. Beide sollen nämlich dazu beitragen, mögliche Welten und Identitäten zu entwerfen. Im Weiteren skizziert sie drei Tendenzen der Gender Studies: die Krise der Repräsentation, sprach- und handlungsbasierte Machtkritik sowie die Interdependenz von Identitätskategorien.

Im Kapitel 1.4. „Erzählen, Identität, Geschlechterkonstruktionen“ hebt Horváth u. a. hervor, dass die Allianz von Narratologie und Gender Studies eine terminologisch und methodisch präzise Operationalisierung kulturwissenschaftlicher und gender-kritischer Fragestellungen bei der Analyse und Interpretation literarischer Texte ermöglicht.

Im Kapitel 1.5. „Postkoloniales Erzählen“ finden einige Kategorien der Erzähltextanalyse Erwähnung, über die sich Konzepte des postkolonialen Theoriekomplexes, deren zentrale Schlüsselkategorien Identität, Alterität und Hybridität sind, in die Texte einschreiben und exemplarisch Zusammenhänge zwischen Darstellungsverfahren und dem textuellen Wirkungspotential für die im zweiten Kapitel dargestellten Textanalysen aufzeigen lassen. Mit Hilfe dieser Kategorien beschreibt Horváth die Identitäts- und Alteritätskonstruktionen in den Textanalysen. Sie untersucht die Texte außerdem nach ihrer narrativen Umsetzung des *diasporischen* bzw. *migratorischen displacement*.

Im Kapitel 1.6. „Die Lust am Erzählen und ihre Lektüren“ setzt Horváth sich mit den ausgewählten Autorinnen auseinander und stellt fest, dass diese Generation von Autorinnen ihre Lust am Erzählen entdeckt hätte. Sie sollen nämlich ihre eigene Sprache gefunden haben und versuchen „von Rändern aus“ ein anderes Zentrum zu rekonstruieren. Horváth betont weiterhin, dass die Autorinnen hauptsächlich mit den Analysekategorien *gender*, *race* und *class* arbeiten und die Zerbrechlichkeit von Identitäts- und Alteritätskonstruktionen hervorgehoben werden.

Im letzten Kapitel 3. „De/Konstruktion von Alterität (Schluss)“ gibt es kein Resümee der Textanalysen, vielmehr betont die Verfasserin, dass die Arbeit nicht ergebnisorientiert im Sinne einer Alteritätsästhetik angelegt ist, sondern

dass sie vielmehr ein Diskussionsfeld eröffnen wollte, an das weitere Arbeiten angeschlossen werden können. Horváth bietet in ihrem Buch demzufolge keinen ‚Normenkatalog‘ an, der stilistische und sprachliche Kennzeichen, ästhetische Verfahren, Motive, Themen festlegt. Vielmehr ist es ihr Ziel, zu zeigen, wie und mit welchen Verfahren die Autorinnen, die verschiedene Konstruktionen von Identität vorstellen, ‚Andersheit‘ thematisieren, konstruieren und dekonstruieren.

Das Buch hat sein Ziel völlig erreicht. Es ist festzustellen, dass die Arbeit hochreflexiv ist und eine große Zahl sowohl von Autorinnen der Gegenwartsliteratur als auch von TheoretikerInnen vorstellt, wodurch die Vielfalt und Mehrdimensionalität, die auch in den Texten selbst vorherrschen, widerspiegelt werden. ‚Poetik der Alterität‘ von Andrea Horváth ist der Leserschaft somit sehr zu empfehlen.

Marcell Grunda (Debrecen)

Károly Csúri: Konstruktionsprinzipien von Georg Trakls lyrischen Textwelten Bielefeld: Aisthesis Verlag, 2016, 377 S.

Nicht nur die dichterischen Œuvres haben konstante Komponenten, sondern auch die wissenschaftlichen Laufbahnen. Die Monographie von Károly Csúri fasst die auf mehrere Jahrzehnte zurückgehenden Untersuchungen ihres Autors in zweifachem Sinne zusammen: einerseits theoretisch, indem hier eine synthetisierende Anwendung der literaturtheoretischen Auffassung des Autors vorgenommen wird, andererseits ist es auch eine Summe seiner analytischen Praxis, indem Károly Csúri das ganze Œuvre von Trakl unter systematischer Verwendung seiner eigenen theoretischen Grundlagen einer eingehenden Analyse unterzieht.

Unter den Grundprinzipien der Studien Károly Csúris finden wir von Anfang an als theoretische Basis die strukturalistischen und semiotischen

Grundlagen sowie die werkimmanente oder zumindest auf das Werk fokussierende Interpretationsmethode. Ausgehend von der Überzeugung, dass die mehrschichtige Bedeutung der literarischen Werke – abgesehen von der Textpragmatik – den Konstruktionsprinzipien der „möglichen Welten“ folgt, untersucht er bei der Erschließung der poetischen Bedeutungen stets die Oberflächen- und Tiefstrukturen der poetischen Werke.

Dieses theoretische und methodologische Prinzip bildet die Grundlage auch der Trakl-Monographie von Csúri, welche die Strukturelemente in der enigmatischen Bildwelt der Poesie des österreichischen Dichters in ihren komplexen Zusammenhängen untersucht. Diese mehrschichtige und zugleich umfassende Verfahrensweise

macht die tiefsten Bedeutungsverknüpfungen nicht nur innerhalb eines Gedichtes, sondern auch ganzer Zyklen und sogar Zyklus-Gruppen sichtbar. Die abstrakten Ebenen werden nach Csúri durch drei Wiederholungstypen mit den Textwelten verbunden: „Außer den *textintern*-motivischen und den emblematisch-*intertextuellen* Wiederholungen wird anhand der Trakl-Analysen auch über *intratextuelle* Wiederholungen gesprochen.“ (S.20.) Die Textanalysen des Bandes bringen für alle drei Wiederholungstypen und ihre Varianten vielfache Beispiele und zeigen auch die diese Typen verbindenden Momente und ihre Interaktion auf; in Bezug auf die abwechselnd verwendeten Termini ‚intertextuell‘ und ‚emblematisch‘ wäre hier einzuwenden, dass die *intertextuelle* und die *emblematische* Wiederholung eigentlich einen Typ bedeuten; es wäre also nicht notwendig, beide Bezeichnungen zu benutzen, weil die *intertextuellen* Wiederholungen ebenfalls „systematisch integriert werden“ (S.19) (und eben deshalb funktionieren). Die Unterscheidung ist auch deshalb überflüssig, da die beiden Bezeichnungen im Band oft in demselben Sinne gebraucht werden.

Einen weiteren wichtigen Teil des Begriffsapparates der Monographie bilden die Konstruktionsprinzipien bzw. Schemastrukturen, welche – wie der Verfasser in seinen Textanalysen nachweist – die sogenannte „wahre Welt“ genauso repräsentieren wie die konstruierte Textwelt. Die poetische Welt von Trakl wird von Csúri in vier

Schemata integriert, welche trotz ihres verallgemeinernden und verallgemeinbaren Charakters in dieser Form und Zusammensetzung die eigengesetzliche Bilderwelt Trakls darstellen. Und wenn die wichtigste Funktion dieses Begriffssystems darin besteht, uns in das Wesen dieses poetischen Universums einzuführen, dann können wir annehmen, dass diese Verfahrensweise – hinsichtlich ihres Ursprungs – nicht das Ergebnis der Deduktion ist, sondern sich infolge der Textanalysen herauskristallisiert hat. Diese Frage müssen wir deshalb anschnitten, weil Csúri gleich in der Einleitung betont: „Dennoch geht es hier nicht einfach um eine verallgemeinernde Darstellung induktiv gewonnener Analyseergebnisse. Vielmehr handelt es sich um hypothetische Postulate, die zwar von den konkreten Analyseergebnissen ausgehen, angesichts ihrer Erklärungskraft jedoch über die Einzelinterpretationen hinausweisen.“ (S.23f.) In Anbetracht der Bedeutung der beiden Annäherungsrichtungen halten wir für besonderen Wert des Bandes, dass dessen eigenständiger Begriffskomplex vom Werk ausgeht und auch zu ihm zurückkehrt.

Károly Csúri definiert vier Schemastrukturen bzw. Konstruktionsprinzipien in den Texten von Trakl, nämlich a) die Schemata der Tages- und Jahreszeitenzyklen; b) Transparenzakte, denen nicht nur im Transparentwerden der *textinternen* Zusammenhänge (u.a. der Tageszeitschemata oder des Ich-Schemas), sondern auch im Transparentwerden (mythologischer,

biblischer, religiöser und anderer) intertextueller Momente eine wichtige Rolle zukommt; c) die Ich-Spaltung; d) Untergangsprozesse und ihrer virtuellen Überwindungs- oder Transzendierungsprozesse (vgl. S.26ff). Diese von Csúri definierten Schemastrukturen und Konstruktionsprinzipien sind überwiegend aus zueinander in Opposition stehenden Motiven ableitbar. Aus den Analysen geht auch hervor, dass die Konstruktionsverfahren nicht in allen Texten, Textgruppen und Gedichtzyklen gleichermaßen präsent sind; so steht die Analyse der Tages- und Jahreszeitenzyklen vor allem in der Untersuchung der früheren Gedichte im Vordergrund, das Transparenzprinzip kann aber nicht nur in den textinternen, sondern auch in wesentlichen intertextuellen Momenten nachgewiesen werden, weshalb die intertextuellen Bezüge in der Analyse dieses Prinzips eine größere Rolle spielen, wie dies aus der Analyse einiger Teilzyklen von „Sebastian im Traum“ klar hervorgeht. Der Untergang und die Versuche seiner Transzendierung erweisen sich – neben anderen Texten – in den Prosagedichten als dominant, und das Schema der Ich-Spaltung scheint im Grunde genommen hinter allen anderen Schemastrukturen aufzeigbar zu sein. Demnach kann die Frage gestellt werden, ob die von Károly Csúri festgelegten Konstruktionsprinzipien tatsächlich gleichrangig sind bzw. ob sie auf der gleichen Abstraktionsebene situierbar sind. Diese Überlegung ließe eventuell

die Ableitung weiterer abstrakter Zusammenhänge zu, umso mehr als der Schluss des zweiten Kapitels auch solche Aussagen nahelegt, indem hier Trakls Textwelten als „Landschaften der Seele“ oder „Repräsentanten ›seelischer Landschaften“ (S.38) bezeichnet und in einem kurzen Ausblick in einen breiteren literaturgeschichtlichen Kontext der Jahrhundertwende gestellt werden (S.39f bzw. S.42f). Diese literaturgeschichtliche Kontextualisierung ist wichtig, leider bekommt sie im Band nur wenig Nachdruck, obwohl gerade der Nachweis der Eigenarten und der Einzelartigkeit Traklscher Textwelten die Frage nach ihren (vielfältigen) literaturgeschichtlich-ästhetischen Zusammenhängen, nach komparativen Analysen aufwirft. Dieser Aspekt ist im Band leider nicht präsent, und obwohl Károly Csúri seine Analysen zugegebenermaßen nur auf Trakl konzentriert, hätte so ein Ausblick doch in seine Überlegungen gut eingefügt werden können, nicht zuletzt wegen der Interpretationsmöglichkeit der Traklschen Textwelten im Umfeld des frühen Expressionismus – umso mehr als Károly Csúri selbst entsprechende komparative Untersuchungen durchgeführt hat, wie seine Georg Heym-Analysen bzw. seine Trakl und Heym vergleichende Analyse dokumentieren (vgl. Csúri 2012, 2016a,b). In Bezug auf ein anderes Konstruktionsprinzip, das der Ich-Spaltung, können weitere Fragen und Überlegungen auftauchen: Der Band betont nicht einfach nur, wie und mit welchem

Nachdruck es innerhalb des Traklschen Œuvres erscheint („Die textuelle Präsenz des Ichs kennzeichnet in erster Linie die frühe Dichtung Trakls“, S. 32), und verweist damit auf die unterschiedliche Bedeutung der einzelnen Schemata innerhalb des Œuvres, sondern es wird zugleich damit argumentiert, dass das Ich – auf einer abstrakteren Ebene – „als abstrakte Ich-Figur als Konstruktionsprinzip der Textwelten“ (ebd.) vorhanden sein und als „eine lyrisch-narrative Instanz“ (ebd.) betrachtet werden kann, wodurch es in der abstrakten Struktur des ganzen Œuvres eine entscheidende Funktion hat. Mit der Behauptung des Vorhandenseins einer „lyrisch-narrativen Instanz“ erscheint dann ein narratives Moment in dem Buch, das in den letzten zwei Jahrzehnten eine erhöhte Aufmerksamkeit und auch vielfältige Diskussionen erregte: nämlich die Beziehung von Lyrik und Narratologie/Erzähltheorie bzw. von Lyrik und Narrativität (vgl. u.a. Hühn/Schönert 2002; Hühn/Kiefer 2005; Schönert/Hühn/Stein 2007). Wenn das Ich eine „lyrisch-narrative Instanz“ ist, wirkt sich das auch auf die Gesamtheit der analysierten Texte sowie auf ihre analytische Behandlung aus: Károly Csúri erwähnt in seinen Analysen oft bestimmte narrative Erscheinungen, in den Textwelten auftauchende Ereignisstrukturen/Ereignismomente oder eventuelle Textwelt-Figuren (vgl. „Als Kontrahenten oder Komplementärfiguren des Ichs fungieren verschiedene Textweltgestalten“, S.41), die somit Elemente einer

narrativen Struktur sind; in seinen Ausführungen geht er aber auf andere, in bestimmten narrativen Texten stärker, in anderen weniger vorhandene Elemente, Modalitäten und Perspektivierungen nicht ein, die jedoch in den unterschiedlichen Funktionalisierungen des Ich (als „Textweltgestalt“ und/oder als erzählende/vermittelnde Instanz) vorkommen und als über die allgemeinen Schemastrukturen und Konstruktionsprinzipien hinausweisende wichtige Merkmale der Texte betrachtet werden können, die eine gewisse Variabilität innerhalb des Traklschen Œuvres nicht nur auf der Oberfläche garantieren. Obwohl die Monographie von Csúri eindeutig auf das allgemeine Modell fokussiert, hätte dessen Weiterführung und Ergänzung um solche Elemente eben die Flexibilität und breitere Anwendbarkeit stärker untermauern können.

Dadurch, dass das Forschungsvorhaben der Arbeit klar umrissen ist und das vom Verfasser eingeführte theoretische Begriffssystem folgerichtig verwendet wird, gelingt es ihm, auch im internationalen Vergleich bis jetzt unbekannt Zusammenhänge mit systembedingter Vollständigkeit zu erschließen. In seinen Textanalysen untersucht er die Tiefenstrukturen der Texte genauso wie deren Zyklus-Zusammenhänge sowie ihr intertextuelles Verbindungsnetz, und in seinen Interpretationsverfahren achtet er mit beinahe „phänomenologischer Disziplin“ darauf, dass seine Deutungen immer innerhalb der Grenzen der Textwelt bleiben. Jede Eingrenzung

enthält naturgemäß auch Ausgrenzung. So verzichtet der Verfasser, während er auf der Basis der Konstruktionsprinzipien die möglichst vollständigen strukturellen Beziehungssysteme der Textwelten erforscht, zwangsläufig auf die Analyse solcher Textkomponenten, welche – trotz ihrer eventuellen Relevanz – in die theoretische Konzeption nicht vollkommen einzufließen sind bzw. deren Kohärenz zu verdecken scheinen. Solche Komponenten sind in den einzelnen Werken die Darstellungsweisen der Textwelten, die auch die verschiedenen Formen der Modalität (Sprechsituation, Sprechweise) und der ästhetischen Qualität einschließen. Ihre Anwesenheit ist auch in der Lyrik unentbehrlich, denn sie gehören zu den semantischen Determinanten der Gedichtstrukturen.

Der eine weniger untersuchte Aspekt in der Arbeit ist die Rollenfunktion des lyrischen Ich. Csúri misst ihm anscheinend aus zwei Gründen geringere Bedeutung bei. Einerseits deshalb, weil „es in der Mehrheit der Gedichte textuell gar nicht erscheint und daher seine bestimmende Funktion im Aufbau der Textwelten nur hypothetisch zu begründen ist.“ (S. 41.) Andererseits – meint der Verfasser – „wird die tatsächliche Strukturierung der Gedichtwelt in Wirklichkeit [...] primär aus der Leserposition heraus, das heißt vom (abstrakten) Leser vorgenommen.“ (Ebd.) Auch wenn das explizite Ich in der Textwelt fehlt, bleibt wohl dem abstrakten Ich oder – mit Burdorfs Worten – dem „Textsubjekt“

die Qualifizierung bzw. die Deutung der Ich–Welt-Beziehung vorbehalten. Davon zeigen die sehr häufigen Ausrufe als emphatische Zeichen des aufgewühlten seelischen Zustandes, der tiefen Erschütterung des Ich. Oft erklingen solche Aufschreie ganz unerwartet, in einer scheinbar objektiven lyrischen Situation.

Ein anderes wichtiges Merkmal ist in der Lyrik Trakls die Groteske, die von Csúri selten erwähnt wird – wahrscheinlich deshalb, weil ihre Funktion weniger zu schematisieren ist. Es ist jedoch in mehrerlei Hinsicht wichtig, sie zu behandeln. Einerseits deshalb, weil die Groteske genau jene Dissonanz markiert, die für die innere Zerrissenheit des Ich charakteristisch ist. Andererseits bildet sie einen markanten Kontrapunkt zur elegischen Bildwelt und verbindet so die Kunst Trakls mit manchen anderen Werken der expressionistischen Lyrik.

Als Bilanz der Kapitel über das Œuvre von Trakl stellt Károly Csúri fest, dass die Trakl-Gedichte als Variationen eines Grundschemas betrachtet werden können; seine Analysen unterstützen diese Feststellung insofern, als dieses Grundschema nicht nur in den einzelnen Texten, sondern auch in den Teilzyklen oder den großen Zyklen gleichermaßen nachgewiesen werden konnte. Als Ergebnis war auch die von der Fachliteratur ebenfalls intensiv diskutierte ethische Dimension des Traklschen Œuvres aufgezeigt worden. Károly Csúri weist darüber hinaus auf den Gegensatz von ethischer

und ästhetischer Dimension hin und betont die ästhetische, literarische Ausformulierung einer ausgesprochenen ethischen Bestimmtheit. Die Monographie von Károly Csúri ist eine hervorragende Leistung: Die theoretischen Grundlagen mit den weiterführenden Problemstellungen, die eingehende Diskussion und Weiterführung der Trakl-Philologie und die zahlreichen detaillierten Gedichtanalysen liefern für die internationale literaturtheoretische Forschung im Allgemeinen wie für die Trakl-Forschung im Besonderen grundlegende Ergebnisse, die in zukünftigen Untersuchungen von Werken anderer Autoren mit Gewinn verwendet werden können.

Erwähnte Literatur

- Csúri, Károly (2012): Zum Aufbau und Vergleich lyrischer Textwelten. Überlegungen zu einer strukturellen Komparatistik von Georg Heyms und Georg Trakls Dichtung. In: Szendi, Zoltán (Hg.): Wechselwirkungen I. Deutschsprachige Literatur und Kultur im regionalen und internationalen Kontext. Wien: Praesens-Verlag, S.329–347.
- Csúri, Károly (2016a): Poetische Konstruktionen. Methodologische Studien zu Werken der klassischen Moderne. Wien: Praesens-Verlag.
- Csúri, Károly (2016b): Georg Heyms „Die Stadt in den Wolken“. Eine schematastrukturelle Annäherung. In: Csúri (2016a), S.120–128.
- Csúri, Károly (2016c): Sturm und Krieg. Anmerkungen zu Georg Heyms „Der Krieg I“. In: Csúri (2016a), S.129–144.
- Hühn, Peter/Kiefer, Jens (2005): The Narratological Analysis of Lyric Poetry. Studies in English Poetry from the 16th to the 20th Century. Berlin/New York: de Gruyter.
- Hühn, Peter/Schönert, Jörg (2002): Zur narratologischen Analyse von Lyrik. In: *Poetica*34, 287–305.
- Schönert, Jörg/Hühn, Peter/Stein, Malte (Hg.) (2007): Lyrik und Narratologie. Text-Analysen zu deutschsprachigen Gedichten vom 16. bis zum 20. Jahrhundert. Berlin: de Gruyter.

Magdolna Orosz (Budapest)
Zoltán Szendi (Pécs)